

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 133.

Samstag, 9. Juni.

1928.

(6. Fortsetzung.)

### Im langen Bruch.

Roman von Heinz Alfred von Voern.

(Nachdruck verboten.)

Amtsrat Lohmeier, ein kleiner, untersehter Herr, wippte ungeduldig auf den Fußspitzen und sah zum zehntenmal in der letzten Viertelstunde nach der Uhr. „Zehn Minuten nach halb, nun müßten die Steinröder Herrschaften eigentlich bald kommen, — Herr von der Lühe, darf ich Sie bitten, die Gräfin Hertha zu Tisch zu führen?“

Jochen verbeugte sich: „Sehr angenehm!“

In diesem Augenblick öffnete der in einer blauweißen Livree stehende Diener die Tür, und Graf Steinrück, auf Herthas Arm gestützt, schritt über die Schwelle.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau,“ er küßte mit altmodischer Galanterie die Hand der Amsträtin, „aber nach dem gestrigen Gewitterregen sind die Wege beinahe grundlos, wir wären fast stecken geblieben! Ah, 'n Abend, liebster Herr Amstrat, ich habe mich schon bei Ihrer Frau Gemahlin wegen unserer Verspätung entschuldigt!“

„Aber, bitte, bitte, das macht ja gar nichts, es ist ohnehin noch nicht angerichtet, darf ich bitten, meine Frau zu Tisch zu führen, — Gräfin, — küß die Hand, — Herr von der Lühe hat den Vorzug, Ihr Tischherr zu sein!“

Graf Albert schnitt ein Gesicht, aber da der Diener meldete, daß angerichtet sei, und sich die Amsträtin erhob, hatte er nur Zeit, seiner Tochter einen vielsagenden Blick zuzuwenden.

„Gnädigste Gräfin?“ Lühe trat an das junge Mädchen heran, — einen Augenblick lang blieb Hertha regungslos stehen, dann streckte sie Jochen impulsiv die Hand entgegen:

„Herr von der Lühe, wie soll ich Ihnen nur für die große, große Freude danken, die Sie mir zu meinem Geburtstag gemacht haben. Wirklich, Sie haben mich und meinen Vater beschämt, ein schöneres Geschenk hätte ich mir nicht wünschen können!“

„Aber, ich bitte Sie, Gräfin,“ der lange Jochen war ganz verwirrt, „das ist ja garnicht der Rede wert, Ihr Herr Vater hatte bereits die Liebenswürdigkeit, mir ein paar Zeilen zu schreiben.“

Vorsichtig entzog ihm Hertha ihre Hand, die er noch immer festhielt, und legte sie leicht auf seinen Arm:

„Ich glaube, wir müssen gehen, die anderen Herrschaften sind schon alle im Speisesaal!“

Graf Steinrück beugte sich nach rechts und dann nach links, aber so sehr er auch spähte, er konnte kein Mädel nicht entdecken, ein hoher, mit Blumen geschmückter Tafelaufsatz behinderte ihn an der Aussicht, und schließlich gab er seine fruchtlosen Bemühungen auf.

An der „Jugenddecke“ ging es lebhaft zu. Fräulein Anni Lohmeier, eine Dame, anfangs der Dreißiger, gab sich alle erdenkliche Mühe, mit Kurt Steinrück zu kokettieren, aber der saß da, steif und stumm, das Einglas ins Auge geklemmt, mit ferkengerade nach oben gebürsteten Schnurrbartspitzen und tadellos durchgezogenem Scheitel, wie eine lebende Illustration aus den „fliegenden Blättern.“

Lühe, der sonst, wenn es darauf ankam, durchaus nicht auf den Mund gefallen war, löffelte schweigend

seine Suppe, aber verstohlen huschten seine Blicke immer wieder zu dem jungen Mädchen an seiner Seite.

Natürlich hatte es Hertha längst gemerkt, und sie amüsierte sich im stillen darüber, aber schließlich kam sie doch ihrem Tischnachbarn zu Hilfe:

„Nun, so schweigsam, Herr von der Lühe? Drücken Sie Wirtschaftssorgen, oder malkäfern Sie bezüglich einer schönen Rede?“

„Keines von beiden, Gräfin, ich überlegte mir nur, ob ich Ihnen ein großes Geheimnis anvertrauen soll, ein Geheimnis, das für Sie vielleicht wertvoller ist als sämtliche Böcke des Steinrück und Briesower Reviers zusammen!“

„Oho!“ In Herthas dunkelblauen Augen blinkte der Schalk: „Sie machen mich wirklich neugierig, haben Sie vielleicht den Stein der Weisen entdeckt oder am Ende gar einen verborgenen Schatz gefunden?“

Jochen lächelte:

„Etwas Ähnliches könnte es schon sein, nur weiß ich nicht, ob ich darüber reden darf!“

„Ach was! Sie sind doch nicht verheiratet und — geteilte Freude ist doppelte Freude! Seien Sie nett und verraten Sie mir die welterschütternde Neuigkeit, ich schwöre auch einen gräßlichen Eid, daß ich nichts ausplaudern werde!“

„Sie haben gut geschworen, Gräfin, aber ich bekomme es dann mit meinem alten Kefler zu tun. Wenn er erlaubt, daß ich aus der Schule geschwaht habe, ist er imstande, mir die Freundschaft zu kündigen!“

„Nein, das gilt nicht, erst versprechen und dann zurückzuppen, wer a gesagt hat, muß auch b sagen, das wäre gerade so, wie wenn ich dem Knieper 'nen Wurstzipfel hinhalt, aber so hoch, daß ihn das arme Vieh nicht erreichen kann!“

„Oho, — ich habe ja noch garnichts versprochen!“

„Doch! Wenigstens halb und halb, und wenn Sie mich nun länger zappeln lassen, dann rede ich den ganzen Abend über kein einziges Wort mehr mit Ihnen!“

„Das ist Erpressung, Gräfin, schändliche Erpressung, aber sei's drum,“ — Jochen beugte sich ganz weit hinüber und tuschelte:

„In Tagen 14 am „Langen Bruch“ steht ein kapitaler Ahtzehnder, der, wie ich an drei Abenden hintereinander festgestellt habe, seinen Wechsel auf Steinrück Revier hat!“

Hertha bekam ganz dunkle Augen und sagte jede Silbe betonend:

„Ein Aht — zehn — en — der? Und das erzählen Sie mir?“

„Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!“ deklamierte Jochen: „Aber sprechen Sie nicht so laut, Gräfin, Ihr Herr Vetter verschlingt uns mit Augen und Ohren, es ist nicht gerade nötig, daß er hört, was wir sprechen!“

Hertha sah ihren Tischherrn voll an, mit einem ganz eigentümlichen Ausdruck, dann fragte sie noch einmal halblaut:



„Weshalb erzählen Sie das gerade mir, Herr von der Lüge?“

„Weil ich Ihnen den Hirsch gönne, aber auch nur Ihnen, sonst keinem!“ Das junge Mädchen lächelte.

„Sie sind ein guter Mensch! Es wäre unrecht von mir, wenn ich Ihr Vertrauen mißbrauchen und den Kapitalen heimlich abschießen wollte.“

„Ach, davon kann gar nicht die Rede sein, sonst hätte ich geschwiegen, — es sollte mich aufrichtig freuen, wenn Sie dem Geweihten die Kugel aufs Blatt setzen würden!“

„Nein, — das ist eine Großmut, die ich nicht annehmen kann und will, aber — ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: bis zum ersten September wollen wir den Hirsch schonen, vom ersten September früh an ist er für jeden von uns frei und wer ihn zur Strecke bringt, hat die Verpflichtung, dem andern die Haken in Form einer Schlipfnadel oder einer Brosche zu dedizieren! Einverstanden?“ Jochen hob sein Glas:

„Das Wort soll gelten, Gräfin! Weidmannsheil!“

„Weidmannsdank und auf gute Jagdnachbarschaft!“

Lüge leerte die Sektflasche bis zur Nagelprobe:

„Wissen Sie noch, wie ich Ihnen damals das Kekschen brachte? Die alte Rade war von einem Lumpen in der Schlinge gefangen worden und das Kitz stand dabei und klagte jämmerlich.“

„Gott, ja — unser „Hans!“ schade, daß er später so böseartig wurde, wir mußten ihn schließlich in Freiheit setzen und haben nie wieder etwas von ihm gehört, ich fürchte, er ist auf dem Demminer Revier geschossen worden, denn dort wird ja alles vor den Kopf geknallt.“ —

„Und die beiden Baumrader?“

„Huschel“ und „Puffel“ leben noch, sind moppsigel und munter und lassen schön grüßen. Wenn Sie nach Steinrück kommen, können Sie die kleinen Kerle bewundern!“

„Im — vorausgesetzt, daß ich angenommen werde!“

Hertha blickte auf, die Antwort hatte seltsam bitter geklungen:

„Immer noch ein bisschen empfindlich?! Nein, das dürfen Sie nicht sein, wirklich, es paßt gar nicht zu Ihnen, Räterchen wird sich sehr freuen!“

„Und Sie, Gräfin?“

„O — ich!“ — Das junge Mädchen beugte sich tief über den Teller, auf dem eine saftige goldgelbe Ananasscheibe lag: „Was kann Ihnen denn an meiner Meinung liegen?“

So leise es gesprochen war, Jochen hatte die Worte doch verstanden und in seinen Augen blickte es auf:

„Darf ich Ihnen ein Märchen erzählen, Gräfin?“

Sie schwieg, aber ein zartes, durchsichtiges Rot stieg in ihre Wangen. Da begann er:

„Es waren einmal zwei Nachbarskinder, ein Knabe und ein Mädchen, die hatten sich so lieb, daß eines ohne das andere nicht sein mochte, und wenn sie fern voneinander waren, so zählten sie die Stunden, bis sie wieder beisammen sein konnten. Aber dann kam ein Tag, an dem sie sich trennen mußten für lange, lange Zeit, denn der Junge wurde in eine große Stadt geschickt, um dort die Schule zu besuchen, und bald darauf kam das Mädchen in eine Pension, weit, weit von der Heimat.“

Beim Abschied küßten sich die Kinder und versprachen, stets aneinander zu denken, bis sie erwachsen sein würden, dann wollten sie sich ein Häuschen bauen, tief drinnen im Walde, bei ihren Lieblingen, den Rehen und Hirschen.

Ein einziges Mal schrieb das Mädchen einen langen, vier Seiten langen Brief, voller Kladde und orthographischer Fehler, den hob der Junge auf und las ihn, Duzende von Malen, bis er ihn auswendig konnte, und jedesmal, wenn er ihn gelesen hatte, küßte er ihn so innig, wie er seine kleine Freundin geküßt hatte beim Abschied, bis die Schrift ganz verwischt und unleserlich geworden war.

Da kam ein böser Zauberer mit Namen „Der Haß“ und sprach einen bösen Fluch aus über die beiden unschuldigen Kinder: „Nie im Leben sollen die beiden zusammenkommen, es sei denn, daß eine Nacht sie eint, die stärker ist als ich!“ (Fortf. folgt.)

## Junimorgen.

Dinter hohen Giebelbächern  
Taucht die Sonne hell empor.  
Jubelnd mischt sich eine Droffel  
In der Spähen schrillen Chor,  
Singt den weltentrückten Schläfer  
In der kleinen Stube wach.  
Fröhlich öffnet er die Augen  
Und begrüßt den jungen Tag.

Unterm Fenster nickt die Rose,  
Blinkend noch vom Morgentau.  
Küßt die Rose, daß sie heute  
Schmüden soll die liebste Frau?

Ernst Berasfeld.

## „Die gefiederte Welt im Juni.“

Ein dichtes Blätterdach, Dornen und Dolden verbergen den neugierigen Menschenaugen das süße Geheimnis des Vogelnestes. Doch gibt es für den Vogelfreund einige Anhaltspunkte, um die versteckten Kinderstuben zu finden. Der Buchfink, der das Äußere des Nestes durch dieselben Flechten, die an dem Nestbaume wachsen, unsichtbar macht, verrät durch seinen Gesang die ungefähre Lage, in der sich der Bau befindet. Auch der Baumpieper leistet treu der Gefährtin Gesellschaft. Immer ist er in der Nähe des brütenden Weibchens zu finden. Ähnlich wie die Lerche singt er im Emporfliegen. Meist gleitet er zu dem Neste zurück, von dem er aufstieg. In den Mittagsstunden löst er das Weibchen im Brüten ab. Die redt die vom Eiern fleiß gewordenen Glieder, verschlingt eilig ein paar Bissen, stillt den Durst, nimmt ein Bad und kehrt schnell zum Nest zurück. Es ist keine Kleinigkeit, vierzehn Tage und länger auf den Eiern zu hocken. Die jungen Vögel, die von Feinden und Gefahren nichts wissen, verraten durch ungeduldriges Piepen ihre Wohnung. Zu langsam für die hungrigen Schnäbel lehren die emsig nach Beute suchenden Eltern zurück. Dabei gönnen diese sich kaum einen Bissen. Welch eine Liebe gehört dazu, hungrig die fetten Insekten im Schnabel zu tragen und nicht zu fressen. Im ewigen Kreislauf der Natur wandert die Nahrung durch die nackten, zarten Jungvögel wieder zur Erde. Sie befruchtend, zu neuem Wachstum anregend. Der Rot, der entweder in dicken runden Klumpen oder als dünnflüssiger weißer Rall um die Vogelneester liegt, ist ein weiterer Verräter der Nesthoder. Wald-, Ohreule und Reiher zeigen so ihre Horste an. Der Nachtvogel bevorzugt Baumhöhlen zum Nesterbau, ruhig läßt das Männchen, welches in der Nähe des Stammes sitzt, den Menschen herankommen. Nur die großen Nachttauben hatten unbeweglich an dem Eindringling keinen Blick läßt der Vogel von dem Menschen, der eifrig auf dem Boden nach Gewölle sucht. Diese filzige Masse, die als unverdaulich von Eulen und Raubvögeln ausgespien wird, gibt Aufschluß über ihre Nahrung. Aus den Haaren und Federn der Tiere, die in dem Gewölle gefunden werden, ist die Nützlichkeit der Nachtvögel erwiesen. In der Hauptsache bilden Mäuse die Hauptnahrung. Leicht kann sich jeder durch Untersuchung des Gewölles selbst hiervon überzeugen. Selten bekommt ein Menschenauge das Nest des Bläuhühnes zu sehen. Der schwankende Moorboden schützt diese Wasserburg vor unerwünschter Neugierde. Auf niedergedrückten Stengeln, vorjährigen Rohrstoppeln oder abgestorbenen Pflansen liegt diese Festung, deren Wände aus Schilf und Rohricht bestehen. Während bei den Sing- und Raubvögeln das Männchen als guter Familienvater der Lebensgefährtin beim Brüten die Zeit vertreibt und sie füttert, sich auch später eifrig an der Aufzucht der Jungen beteiligt, haben sich die Erpel, diese Sumpfvögel, zusammengeschlossen und führen ein lustiges Leben. Die Wildente sitzt traurig und verlassen auf dem Gelege, während sich der Herr Gemahl in loserer Gesellschaft amüsiert. Seine zärtlichen Liebeskosen läßt er jetzt einer anderen zuteil werden. Die Erpel haben einen triftigen Grund, sich im Juni, wenn ihre Nachkommenschaft aus dem Ei schlüpft, möglichst unsichtbar zu machen. Sie sind in der Mauer. Der Federwechsel ist bei dem Erpel so stark und plötzlich, daß dieses Wild nicht in der Lage ist, zu fliegen, da ihm die Schwungfedern zu gleicher Zeit ausfallen.

Noch unmoralischer als die Entenehen ist das Verhalten des Ruckuck, der die Sorge um seine Nachkommenschaft den Zieheltern überläßt. Mit rührender Aufopferung füttern diese das Stiefkind, zum Danke dafür wirft der Eindringling die richtigen Kinder aus dem Nest, so daß sie elend umkommen. Ohne Scheidegruß verläßt er seine Erzieher. Die Vögel kennen das Ruckuckweibchen ganz genau und heinzen ein mächtiges Geschrei, wenn es sich ihrem Neste nähert, um das Danaergesicht hineinzuprallt.



Zwanzig Eier werden in fünfzig Tagen in fremden Familien untergebracht, doch bevorzugt der Kuckuck die Gelege der eigenen Ziehküken. Das Kuckuckweibchen ist ein loderer Vogel. Durch sein helles Gefieder „Küt-küt-küt-küt“ lockt es die Männchen an sich. Sie fliegt von Männchen zu Männchen und ist jedem willfährlich. Ihre kokette Liebenswürdigkeit verwandelt sich in wilden Haß, sobald sie einer Geschlechts-genossin begegnet. Ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt sich zwischen den Rivalinnen. Hans v. Gaudecker.

## Der unbekannte Freund

Von Michail Sossischenko.

Lebt da so ein Mann — Piotr Petrowitsch — mit seiner Ehefrau Katharina Wassiljewna. Er lebte in der kleinen Ochia (Straße in Petersburg) und ließ sich's wohl sein. Er besaß Reichtum, Kleider die Fülle, und Truhen voll Sachen sogar zwei Samoware hatte er. Und Bügeleisen — wie Sand am Meer — wenigstens fünfzehn Stück.

Aber trotz allen Reichtums war sein Dasein ziemlich langweilig. Saß er so da auf seinem Haß und Gut, besah sich sein Eheweib und ging nirgends hin. Hatte Angst, sein Haus allein zu lassen. Ihr wißt ja selber, was für eine diebische Zeit es heutzutage ist. Nicht mal ins Kino traute er sich.

Nun also: Eines Tages bekam Piotr Petrowitsch mit der Post einen Brief. Einen geheimnisvollen Brief. Ohne Unterschrift. Jemand schrieb:

„He, Du!“ — schrieb er, — „alter Meerrettich, Filzstiefel Du! Lebst du mit Deiner jungen Frau und siehst gar nicht, was um Dich her vor sich geht. Deine Frau, Du alter Narr, hat da was mit einem Bürger. Weil ich aber Dein unbekannter Freund bin und so weiter, so teile ich Dir mit: wenn Du, alter Uhu, am Samstag, den 29. Juli, um 7 Uhr abends, in den Garten der Arbeitenden kommen willst, so kannst Du Dich mit eigenen Augen überzeugen, was für ein liebes Weibstüch Du zur Frau hast. Reiß Dir die Augen, alter Meerrettich!“

In tiefer Verehrung ein unbekannter Freund.“

Piotr Petrowitsch las den Brief und war sprachlos. Ging an, sich über das Wie und Was zu besinnen. Und besann sich: Katharina Wassiljewna hatte zwei Briefe erhalten, aber von wem — das hatte sie nicht gesagt. Und überhaupt: sie führte sich verdächtig auf — ließ da immerfort zum Schwiegermamaachen und verlangte Geld für kleine Ausgaben. „Du sauberes Fräulein“, dachte Piotr Petrowitsch, „eine Schlange habe ich an meinem Bulen gewärmt — aber tut nichts, ich werde nicht zugeben, daß sie sich über mich lustig macht. Ich werde schon dahinter kommen, ihr eins vor's Maul geben — und damit fertig.“

Am Samstag, den 29. Juli, erklärte Piotr Petrowitsch, er sei krank; legte sich aufs Sofa und beobachtete seine Frau. Und sie — als ob nichts geschehen wäre, — geht ihrer Wirtschaft nach. Gegen Abend aber sagt sie: „Ich muß“, sagt sie, „zum Mamaachen gehen, Piotr Petrowitsch. Mein Mamaachen“, sagt sie, „ist ernstlich krank.“

Und hast du nicht gesehen: Puder auf die Nase, Hut auf den Kopf; weg war sie.

Piotr Petrowitsch zog sich schnell an, nahm einen Stod in die linke Hand, schlüpfte in seine Gummischuhe — und hinter der Frau her. Er kam in den Garten der Arbeitenden, schlug das Krügelchen hoch, damit man ihn nicht erkannte, und wanderte durch die Wege. Auf einmal sieht er: bei der Fontäne sitzt seine Frau und blüht ins Weiße. Er tritt auf sie zu: „Ach“, sagt er, „guten Tag! Auf den Liebhaber wartest du? So-o! Dir ein paar um die Ohren schlagen ist viel zu wenig für dich, Katharina Wassiljewna!“

Sie, in Tränen: „Ach“, sagt sie, „Piotr Petrowitsch, Piotr Petrowitsch, dent doch nichts Schlechtes von mir. Ich wollte dir nichts davon sagen, aber jetzt muß ich schon.“

Und bei diesen Worten zieht sie einen Brief aus dem Armel. Und im Brief steht in den traurigsten Tönen geschrieben, daß sie, Katharina Wassiljewna allein, einen Menschen retten kann, der zugrunde geht und mit seinem Leben am Rande des Abgrundes ist, und dieser Mensch heißt Katharina Wassiljewna an, am Samstag, den 29. Juli, in den Garten der Arbeitenden zu kommen.

Piotr Petrowitsch las den Brief.

„Merkwürdig“, sagt er, „wer schreibt denn sowas?“

„Ich weiß es nicht“, antwortet Katharina Wassiljewna, „ich hatte Mitleid, und darum ging ich her.“

„So-o“, sagt Piotr Petrowitsch, „also du bist hergegangen. Dann sitz' gefälligst auch hier und rühr' dich nicht vom Fleck. Ich“, sagt er, „werde mich hinter der Fontäne verstecken. Will doch sehen, was für ein Gewächs das ist.“

„Ich“, sagt er, „werde ihm das Fell schon ordentlich geben.“

Piotr Petrowitsch versteckt sich also hinter der Fontäne,

und da sitzt er. Und die Frau Gemahlin gegenüber — blaß, wagt kaum zu atmen.

Eine Stunde vergeht — niemand.

Eine zweite Stunde vergeht — noch immer niemand.

Da kriecht Piotr Petrowitsch aus seinem Versteck hervor. „Na“, sagt er, „Katharina Wassiljewna, heul' nicht. Da hat uns zweifellos einer zum besten gehabt Komm, wollen wir nach Hause gehen, genug des Spazierens! Hat dein Bruder, der Schuft, sich vielleicht diesen Scherz erlaubt?“

Katharina Wassiljewna schüttelte den Kopf. „Nein“, sagt sie, „da steckt was Ernstes dahinter. Vielleicht hat der unbekannte Mensch Angst vor dir bekommen und sich nicht rangetraut.“

Piotr Petrowitsch spuckte aus, nahm die Frau unter dem Arm und ging davon.

Und nun kommen die Eheleute heim, und zu Hause — ein einziges Durcheinander. Truhen und Schränke aufgebrosen, die Bügeleisen liegen überall verstreut, die Samoware sind weg — Raub! Und an der Wand ist mit Stecknadeln ein Kärtchen befestigt:

„Guch Teufelshunde kann man auf keine andere Weise aus Eurem Loche rauslocken. Ihr hockt wie die Uhus drin. . . Und Deine Kleiderchen, Du alter Meerrettich, passen mir nicht mal. Du bist halt klein und grindig, Du alter Ziegenbock. Es ist eine ziemliche Gemeinheit von Dir. Und Deiner Frau Gemahlin — meinen alleruntertänigsten Diener.“

Das Ehepaar las das Kärtchen. Einen einzigen Seufzer der Verzweiflung gaben sie von sich, ließen sich auf dem Fußboden nieder und heulten wie die Kinder.

(Aus dem Russischen von J. M. Schubert.)

## Die Totenuhr.

Von Alfred Bohnagen.

Tit-tit-tit klingt es mit Abständen von zwei Sekunden im stillen Zimmer, wenn der Leser beim traulichen Schein seiner Lampe in die Lektüre vertieft sitzt und nichts als das Umschlagen der Blätter die Stille unterbricht. „Die Totenuhr!“ sagen dann die Furchtsamen, die Totenuhr oder das Klopfen der Verstorbenen, die dieses Zimmer einst bewohnten und sich zur Nachtzeit in Erinnerung bringen. In Wirklichkeit ertönen diese Klopfschläge aber zu jeder Jahreszeit und zu jeder Tagesstunde, denn man kann sie auch sonst hören, wenn man sich ungestört dem süßen Nichtstun hingibt. Einst eine Begleitererscheinung stillbürgerlichen Lebens, wenn die Spinnerin emsig am Roden saß, ist das Ticken seltener geworden, je mehr der Roden und die alten Möbel aus den Wohnungen entschwunden sind und die eigenen Schränke und Lederstühle darin Platz gefunden haben. Damit haben wir des Rätsels Lösung: nicht etwa ist es die Härte des eigenen Holzes, die dem Klopfschlag der Toten widersteht, sondern der Gehalt an Gerbsäure, der dem unsichtbaren Klopfer den Aufenthalt darin verleidet. Es handelt sich in Wirklichkeit um einen kleinen Bohrkäfer von etwa fünf Millimeter Länge, der sich im Bilderrahmen an der Wand oder in solchen Gegenständen aufhält, die aus Erlen-, Linden- oder Tannenholz gefertigt sind, aus Hölzern also, die weder Gerbsäure noch Harz enthalten und „süß“ schmecken. Zum Unterschiede vom Borkenkäfer legt der Bohrkäfer seine Eier in das gesunde Holz des gefällten Holzstammes und überläßt es der ausschüpfenden Made, sich mit einem Labyrinth von runden Bohrlöchern in das Holzinnere hineinzufressen. Mit diesem Inhalt gefangt der Holzstamm zur Verarbeitung, und der Hobel des Tischlers und die Eisen des Drechslers und Bildhauers fahren in den Körper der Made hinein, wenn sie ihre Bohrgänge erreichen. Aus der Puppe dieser kleinen Tiere schlüpfen die kleinen Bohrkäferchen aus, deren Weibchen die Klopfschläge hervorbringen, um die Männchen dadurch anzulocken. — Vom Bohrkäfer bewohntes Holz verfällt rettungslos dem Untergang, denn es wird im Laufe der Jahre von so viel Gängen durchzogen, daß es endlich als „wurmfressig“ zusammenbricht. Alle angegriffenen Mittel, die Wurmlöcher zu verstopfen oder Petroleum hinein zu träufeln, sind zwecklos; den im Holz befindlichen Bohrwurm kann man angesichts der Porosität des Holzes weder ersticken, noch ihm mit übelriechenden Ölen den Geschmack vergällen. Heutzutage ist der Bohrwurm überhaupt verhältnismäßig selten. Jetzt trocknet man die Hölzer durch Auslaugung oder Dämpfung künstlich und nimmt ihnen dadurch die in ihnen enthaltenen nährenden Bestandteile. Die fertigen Holzwaren schützt man dann durch ätzende Beizen, ätherische oder spirituelle Positionen vor den sogenannten Holzfreßern, besonders vor dem Bohrwurm. — Um das Ticken der Totenuhr ist unsere moderne Zeit ärmer geworden.



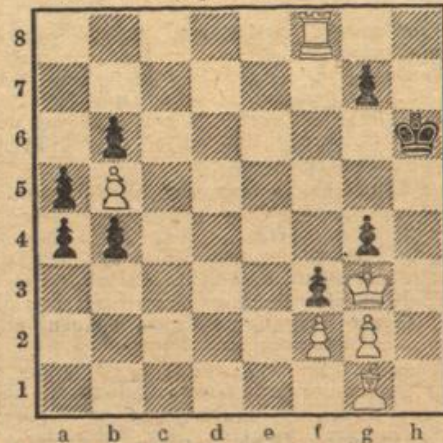


## Schach



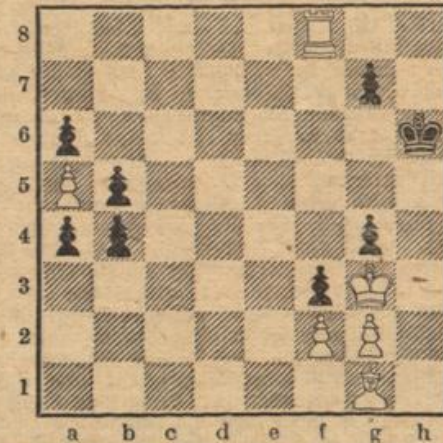
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 47. Endspiel von Henri Rinck.



Weiße: Kg3, Tf8, Lg1, Bb5, f2, g2.  
Schwarz: Kh6, Ba4, a5, b4, b6, f3, g4, g7.  
Weiß erzwingt das Remis.

Nr. 48. Endspiel von Ed. Schildberg.



Weiße: Kg3, Tf8, Lg1, Ba5, f2, g2.  
Schwarz: Kh6, Ba4, a6, b4, b5, f3, g4, g7.  
Weiß zieht und gewinnt.

### Der Altweltmeister Dr. Emanuel Lasker über das Schach.

Seit etwa 1910 hat das königliche Spiel einen gewaltigen Aufschwung erfahren. Es ist kein Zufall, daß gerade dieses Spiel von der weißen Rasse zu ihrem Liebling erkoren wurde. Heute muß jeder, der in seinem Beruf Tüchtiges leisten will, eine Menge Verstand haben. Nicht, daß er tief sinnig zu sein nötig hätte, aber sein Verstand wird jeden Augenblick gebraucht und bedarf daher der Fähigkeit und Ausdauer. Daß der Geist bei der Unzahl der Beziehungen, in die heutigentags ein jeder, ob er will oder nicht, verstrickt wird, die Übersicht behalte ohne zu ermüden, muß man ihn trainieren. Dem Training des Körpers dient der Sport, dem des Geistes das Verstandes-Spiel. Und von allen Verstandesspielen ist das Schach das tiefste und edelste. Jedem Gebildeten ist es wohl bekannt. Es hat eine glorieiche Vergangenheit. Wo die Kultur blüht, hält das Schach seinen Einzug. Als die Moslem noch gewaltige Eroberer waren, hatten sie berühmte Meister im Schach. Durch sie wurde das Spiel bei den Mauren Spaniens bekannt. Zur Zeit der Renaissance sind es christliche Spanier, die die Führung auf dem Schachbrett übernehmen; bald danach machen ihnen Italiener die Palme streitig, dann Franzosen, Engländer, Deutsche, jetzt Slaven. Auch die Kolonien Europas nehmen

an diesem edlen Wettstreit teil. Der aus französischem Blute stammende Morphy, dessen Heimat New Orleans in Nord-Amerika ist und Capablanca, der spanischen Einschlag hat, auf Kuba geboren, haben die europäischen Schachmeister in vielen Treffen besiegt. Beim Schachspiel kommt es darauf an, verständige Pläne zu fassen und überraschende Züge zu ersinnen. Der Schachspieler übersieht das ganze Brett mit völliger Klarheit; verstecken, verheimlichen läßt sich da nichts, nicht einmal der Plan, den man verfolgt und im Befolgen dem Gegner deutlich zu machen gezwungen ist. Wer gewinnt, erreicht den Erfolg durch die Kraft seiner Pläne oder die Findigkeit seiner Spekulation. Da der Schachspieler das Brett mit allen Figuren vor Augen hat, ist der Zufall beim Schachspiel ausgeschaltet. Es beruhigt, es ruht den Müden aus und gibt bei verständigem Gebrauch dem Geiste gerade so viel Anregung wie er nötig hat, um sich zu üben und sich zu versenken. Ist das Spiel vorbei, hat der Verstand einen leichten, angenehmen Spaziergang hinter sich, die Sorgen um ernste Dinge sind vergessen und mit neuer Frische packt der Ausgeruhte die mannigfaltigen Probleme an, die ihn erwarten.

### Partie Nr. 12. 2. Schönheitspreis des Londoner Meisterturniers 1928. Réti-System. Weiße: Réti. Schwarz: Winter.

1. Sf3-d5, 2. c4-dxc4, 3. e3-c5, 4. Lx-c4-e6, 5. d4-Sf6, 6. Sc3-Sc6, 7. 0-0-a6, 8. De2-b5, 9. Ld3-cxd4, 10. exd4-Lb7. Mit Sxd4 das Bauernopfer anzunehmen, wäre zu gefährlich. 11. Lg5-Le7, 12. Tad1-Sd5, 13. Lc1-Sc4, 14. Lb1-Tc8. Durch Sxc3 könnte sich Schwarz das Spiel erleichtern. 15. Se4-Sf6, 16. Sc5-Ld5, 17. Se5. Ein echter Rétizug! 17. ... Db6, 18. a3-Sc6, 19. b4-Sxe5, 20. dxe5-Lc4, 21. Ld3-Lxd3, 22. Txd3-Sd5, 23. Dg4-Lxc5, 24. Txd5. Hübsch gespielt. 24. ... Lxf2+, 25. Khl-De7, 26. Dxg7-exd5, 27. Dxb8+-Kd7, 28. Dxb7-Dxc1, 29. Dxf7+-Kd8, 30. Dxd5+, aufgegeben.

Lösung: Nr. 42. 1. Db4. Angegeben von Ludwig Nickel, Karl Kahl, S. Gradstein.



## Rätsel



### Silbenrätsel.

Die Silben ah, al, ar, bel, blu, chap, chen, cho, cke, dee, den, dom, dor, e, e, e, el, en, es, fe, gan, ho, ho, i, ih, ka, ke, kla, lin, mar, mek, mir, mor, mut, na, ni, nig, no, o, pin, rit, saß, se, sei, sel, sen, sig, so, so, stern, tan, tas, vier, wan, xe, ze, ze ergeben, richtig geordnet, 29 zwei-silbige Wörter von folgender Bedeutung: 1. asiatischer Fürstentitel, 2. nordischer Dramatiker, 3. alttestamentliche männl. Person, 4. Heimat einer Hexe, 5. Waschmittel, 6. amerikan. Filmdarsteller, 7. Tischlerwerkzeug, 8. lästiges Insekt, 9. Balkon, 10. Operettenkomponist, 11. Kleidungsstück, 12. Paradies, 13. Postwertzeigen, 14. Bedürftigkeit, 15. Komponist, 16. Nahrungsmittel, 17. italienischer Dichter, 18. Musikinstrument, 19. Lasttier, 20. Gedanke, 21. Schiffsart, 22. abgetretenes Land, 23. Flußjungfrau, 24. alttestamentl. Stadt, 25. Fest, 26. Stadt in Arabien, 27. amerikanischer Milliärdär, 28. saure Flüssigkeit, 29. Spalte.

Die Anfangsbuchstaben ergeben ein Sprichwort.

### Stutzrätsel.

Du hast Verstand,	Schneid vorn und hint'
Bist gar nicht dumm	Zwei Lettern fort,
Und weißt ein Land	Du hast geschwint
Mit gutem Rum.	Ein Monatswort.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösung der Rätsel in Nr. 128.

Bilderrätsel: Unter aller Kanone. Magisches Quadrat:  
1. Skat. 2. Käse. 3. Asche. 4. Teer.

Richtige Lösungen sandten ein: Lina u. Johanna Enk, Liesel u. Emely Dormann, Lilli Hansen, Sophie Karlebach, Heini Roß, Friedel Welter, Franz Hauck, Otto Jmme, sämtl. aus Wiesbaden; Otto Frickel aus Hahn L.T.